Seine Schwestern, sich erschrocken über dies drohende Gebahren des Bruders, liefen davon und flüchteten, ohne an ihre seltsame Verkleidung zu denken, schreiend auf die Straße, die sich im Nu mit einer gaffenden, lachenden Menschenmenge füllte.

Infolge dieser Szene kam es zu einem heftigen Auftritt zwischen dem damals schon sehr despotischen Napoleon und seiner Mutter, der damit endigte, daß die Familie Marseille verlassen und eine Zeitlang völlig zurückgezogen in einem abgelegenen Dörfchen Südfrankreichs leben mußte.

M. Walter.

Aus dem Budoir einer Chinesin.

Von Dr. Lagel-Tientsin.

Wenn man von einem Boudoir spricht, so stellt man sich darunter meist einen Raum vor, der, von Parfum und aromatischen Düften durchzogen, ein Reich für sich bildet, in dem ein weibliches Wesen mehr oder minder großen Luxus entfaltet, und in welchem ein Zweiter allerhöchstens Gast sein kann, wenn er zu den Intimsten des Hauses gehört. So ist es nicht nur bei uns, in fast allen Ländern der Erde herrschen hierüber die gleichen Ansichten. Je mehr man jedoch nach dem Orient kommt, desto verschlossener werden diese Räume, desto weniger haben wir Gelegenheit, die Frauen dort zu betrachten, wo sie uns vielleicht am interessantesten sind. Desto interessanter wirkt es daher, wenn man im Orient dazu gelangt, derartige geheimnisvolle Räume zu Gesicht zu bekommen.

Vor einiger Zeit bot sich auch mir eine Gelegenheit zu einer solchen Studie und mit Freuden nahm ich die Einladung einer vornehmen Chinesin an, welche mir ihr Boudoir zeigen wollte, hauptsächlich aus dem Grunde, sagte sie, weil ich über ein solches sicherlich eine falsche Meinung besäße. Nachdem wir durch mehrere Gänge bis in das Innerste des Hauses gekommen waren, gelangten wir endlich an eine Tür, die meine Gastgeberin mit feierlicher Miene öffnete. Mein Gesicht muß in diesem Moment kein besonders geistreiches gewesen sein, denn das Zimmer war leer, oder so gut wie leer, — entsprach so wenig den Erwartungen, die ich an das Boudoir einer vornehmen Chinesin stellte, es war jedem Komfort so abhold, daß ich mich lächelnd meiner Heimat entsinnen mußte, wo manchmal ein kleines Vermögen in diesen Separés angelegt ist. Einen Augenblick glaubte ich sogar, man habe meine Neugierde bestrafen wollen und mich in die Vorratskammer geführt, aber dem war nicht so, denn allen Ernstes machte sich meine Gastgeberin daran, mir die Utensilien einzeln ad oculos zu demonstrieren. — Wo waren die kostbaren Teppiche, von denen ich geträumt, wo waren die Divane mit üppigen Daunenkissen, wo waren die Spiegel, die doch das notwendigste Requisit eines Boudoirs ausmachen? Nichts von alledem war vorhanden, öde und kahl gähnten mich der Fußboden und die Wände an, nicht einmal ein Bett fand ich in dem Zimmer. Das ganze Meublement bestand aus einer Matte, auf welcher die Schöne ihre Glieder ausruhte, und aus einem Toilettentisch, der mit den unsrigen absolut keinen Vergleich aushielt, denn er hatte gar keine Dekoration und bestand nur aus einer Serie Fächern.

Nun ging es an das Auspacken der einzelnen Fächer. In dem obersten befand sich ein kleiner Handspiegel aus Metall, groß genug um ihn zur Frisur meines Schnurbartes zu benötigen, doch dieser kleine Spiegel sollte das Abbild der ganzen Chinesin wiedergeben, er mußte unseren Trumeau ersetzen. Was nun in den anderen Fächern lag, ist zwar indiskret zu wiederholen, aber ich darf es tun, denn ich bin von jeder Diskretion entbunden worden. Zuerst gab es falsches Haar in seltener Fülle, zu jeder Frisur, in einer derartigen Menge, daß unsere Frauen bei dem Gedanken daran, dies alles auf dem Kopfe tragen zu müssen, schon die schönste Migräne bekommen dürften. Zur Haartracht war dann weiter nichts vorhanden, als ein Quantum Goldpapier und einige bunte Nadeln zur Dekoration, dem sich nur noch der Puder anschloß. Nur mit diesen Utensilien und ohne die Brennscheren der üblichen Variationen „baut" sich die Chinesin die künstlerische Haartracht zusammen, die jeder Europäer sofort bewundert. Ganz eigenartig war auch der Puder. Keine Schachtel von Leichner, Lohse, Pinaud oder Roger et Galler grüßte mich, einzelne Stücke dient das Rezept. Vorher eingeweicht, wird sie mit einer Bürste aufgetragen und nachher mit einer anderen glattgebürstet. In weiteren Kästchen fand sich dann Schminke vor. Schminke gehört zum Lebensbedürfnis der Chinesin. Nicht nur die Wangen, auch Lippen, Augenbrauen und Nägel unterliegen dieser Verschönerung. Das Sonderbare an der Schminke war deren Farbe, sie war nämlich — grün. Mit Wasser bereitet, gab sie jedoch das leuchtendste Rot ab. Was an Kosmetika noch vorhanden war, bestand aus Zahnpulver, welches mit einer kleinen Bürste aufgetragen wird. Alle anderen Mittelchen fehlten. Was ich vergebens erspähte, war Seife, die Gastgeberin kannte sie nur dem Namen nach. Der letzte Kasten barg aber das Sonderbarste. Eine Holzrolle mit Papier belehrt zeigte mir die Chinesin. Es war ihr Kopfkissen, das sie nachts unter den Nacken schiebt damit die kostbare Frisur nicht in einem Tage hinüber ist, denn sie kostet Stunden Arbeit. Ziemlich ernüchtert verließ ich den Raum; sollte ich die Inhaberin ihrer Genügsamkeit wegen bedauern oder sollte ich dieselbe meinen Schwestern in Europa als Muster hinstellen?

Lustige Ecke.

* In der Münchener Straßenbahn. Herr: „Wie können Sie nur dulden, Schaffner, daß zwölf Personen auf einer Seite sitzen, wo doch nur zehn sitzen dürfen!" — Schaffner: „Dös macht dena nix; es san lauter Liebespaare, die ruck'n zusammen."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 0:

Herder, Mole, Natter, Fee, Bruno, Farm, Hatto, Getz, Leipzen, Schal(t)met, Etage.

„Der Monat Februar hat einen Schaltag".

Richtige Lösungen gingen ein 68. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 83. Unrichtig bezw. unvollständig waren 20 Lösungen. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: stud. Fritz Reuter, Lore Lehmann, L. Kleine, Max Lau jun., A. Albrecht, Marie Erler, Käthe Breitter, A. Schellenberg, E. Kramer, E. Lucke, Helene, Erna und Artur Klingner, Erich und Grete Kämpfe, Erich Schlüter, Erich Altmann, M. Reinicke, Elisabeth Ehrcht, Mimi Sturm, Fr. Röber, A. Blüte, Wilhelm Dammann, Helene Jänicke, Frau Auguste Schaat, Robert Beyer, Heinemann, stud. cam. E. Brathe, Frau Margarete Jentzsch, Lenchen Himburg, A. Mayer, Otto Schneider, Frau Emilie Gemß, Anna Möbus, Karl Reimann, Hermann Borchert, Paul Götter, Hermann Hartmann, Geschwister Sielaff, Kurt Wagner, Martin Schirmer, Auguste Beyer, Paul Beyer, F. Weinhold, Minna Becker, Frau Wilhelmine Hoffmann, T. Schild, E. Brunner, Otto Wiechmann, Max Groh, Gr. Schieferli, Louis Stück, Friedrich Gäbler, Hermann Zöllner, Klara und Martha Habermann, Rudolf Troitzsch, Ilse Altmann, Lucie Hartmann, Robert Kaumann;

von auswärts: P. Metling, Senftenberg; Johanna Benudorf, Ammendorf; Rudolf Schäge, Teutschenthal; F. Heergesselle, Zörbig; Jakob Jünemann, Bolzenböh; Fr. Große, Klostermansfeld; Frau Anna Heim, Ortrand; Max Köderitz, Eimbeck; Otto Kopsch, Holleben; Oskar Dietrich, Wernigerode; Hermann Heye, Dürrenberg.

Prämie: Ihlands Werke, eleg. geb.

entfiel auf **Rudolf Troitzsch**, hier.

Rätsel.

Das Erste ist von Stein und Erde;
Das Zweite liegt im Mittelmeer;
Das Dritte sieht Du an dem Pferde,
Sowie am Arm, doch tät man's schwer.
Das Vierte zur Weser kommt gezogen;
Zum Fünften zählen Du und ich;
Das Sechste hat schon oft betrogen,
Als Großes wünscht es Jeder sich.

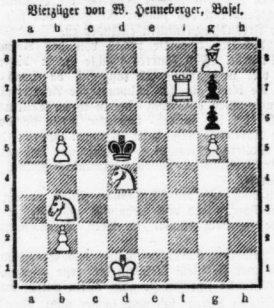
Stellt man die betreffenden sechs Worte in der Reihe hinter einander, so ergeben dieselben in ihren Buchstaben eine sinnreiche Sentenz. Die Worte sind (um die Lösung zu erleichtern) ein-, zwei-, ein-, zwei-, zwei- und einsilbig.

Prämie: Jenan's Werke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von W. Henneberger, Basel.



Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt. (8 +3)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 4.
Zweizüger von B. Koschel, Bohumil.
W. Ke8, Db2, Lg7, Td4. Bb5, e4.
Schw. Ke5, Lb8. Sh7, Ba5, a4, e6.
1. Td4—d6 beliebig
2. S zach † matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kuttchbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 6 Halle a. S., den 9. Februar. 1908

Der Sonne zu.

Von Hermine Villinger.

[Nachdruck verboten.]

In dem großen, nach dem Hofe liegenden Speisezimmer stand ein langer Eßtisch mit neunzehn Gedecken. Frau Hauptmann Reinlein, die Kostgeberin — müde und abgearbeitet — erschien unter der Tür des halbdunkeln Raumes, warf einen Blick über den Tisch hin und rief dann in die Küche zurück:

„Meinst Du nicht, man sollte die Lampe anzünden, Lisa?"

„Je dunkler, je lieber," gab ihr das am Herd stehende junge Mädchen zur Antwort, „wenn man, wie ich, mit einem purpurroten Kopf bei Tisch erscheinen muß."

Die Mutter sperrte die Gangtür auf, und wenige Minuten später kamen die Kostgängerinnen angeflogen, einzeln oder zu Paaren. Tripp, trapp ging's nach dem Speisezimmer. Stimmen ertönten, Stühle wurden gerückt.

Fräulein Reinlein fuhr in der Stube hinter der Küche in eine andre Bluse und machte sich mit ihren Haaren zu schaffen. Sie warf einen Blick auf ihre Mutter, die sich im Gehen ein schwarzes Spitzentuch um die Schultern geworfen hatte.

„Es sitzt Dir wieder ganz krumm — Du wirst immer nachlässiger, Mutter — was soll man denn von uns denken!"

Die Dame seufzte und erschien dann mit ihrem interesselosen, wehmütigen Lächeln unter der Tür des Speisezimmers.

„Wünschen die Damen, daß ich die Lampe anstecke."

Man dankte, wußte man doch, man tat der Wirtin damit einen Gefallen.

Eine kleine, geringe Magd brachte die Suppe, Fräulein Reinlein erschien, und die Mutter verschwand ebenso geräuschlos, wie sie gekommen war.

„Prachtvoller Essell," sagte die am unteren Ende des Tisches sitzende Malerin, indem sie die Augen bald zusammenkniff, bald aufriß, „dieses Halbdunkel — wie sich die Gesichter herausschälen, fein!"

Sie selber war eine außergewöhnliche Erscheinung. Ende der Dreißig. Innere Glut drückten die dunkeln, scharf beobachtenden Augen aus. Kinn und Lippen verrieten den festen Willen. Ein großer schwarzer Hut umrahmte das eigenartige, mattweiße Gesicht. Sie trug ein dunkles Reformkleid, das ihre schlanke und doch kraftvolle Gestalt ausnehmend kleidete. Alle die jüngeren und älteren Malerinnen, die ihr zunächst saßen, besuchten diesen Kosttisch nur um der einen willen, die sie bewunderten, und deren Schicksal ihnen das wünschenswerteste erschien, das sie erreichen konnten.

„Mich macht die Dunkelheit schrecklich nervös," seufzte eine großgewachsene, sehr hübsche und mit auffallender Eleganz gekleidete Musiklehrerin. Sie spielte in Konzerten, und unter den in ihrer Nähe sitzenden Kolleginnen war keine, deren Stunden so gut bezahlt wurden wie die ihren.

Die Gilde der Lehrerinnen saß oben am Tisch, eine größere Anzahl, die sich wie die Lämmlein um ihre Hauptlehrerin, die Präsidentin der Tafel, scharten.

Mehr nach der Mitte, unter den jungen Kunstgewerbeschülerinnen, saß Fräulein Reinlein, die Tochter des Hauses. Sie war die Unglücklichste an diesem Tische, denn sie konnte es nicht vergessen, daß sie mit siebzehn Jahren das Leben der gesiederten Offizierstochter in einer kleinen Garnison geführt hatte. Jetzt stand sie am Herdfeuer wie eine gewöhnliche Köchin. Jahre der Entbehrung und der Verzweiflung waren auf den raschen Tod des Vaters gefolgt; die Mutter, eine jener vielen unselbständigen Frauen, stand völlig ratlos der Aufgabe gegenüber, sich und ihre vier Kinder durchs Leben zu bringen. Das kleine Vermögen war aufgebraucht, mit der Pension auszukommen, eine Unmöglichkeit. Die Tochter war eine tapfere Natur, sie wollte arbeiten, den Ihrigen helfen, aber wie? Nach langem Herumfragen, nach langem Besinnen und schweren inneren Kämpfen kam sie zu der Einsicht, daß ihr, wenn sie sich von der Mutter nicht trennen wollte, nichts andres übrigblieb, als einen Kosttisch zu errichten.

Fräulein Reinlein wäre ein hübsches Mädchen gewesen ohne ihre vom Herdfeuer stark geröteten Wangen und Hände.

„Fräulein Runge," rief die Malerin unten am Tisch der Hauptlehrerin zu, die schon eine ganze Weile während des Essens mit großer Lebhaftigkeit auf die junge Kollegin an ihrer Seite hineinredete, „Fräulein Runge, ich habe Sie im Verdacht, daß Sie wieder im Begriffe sind, ein Pflänzlein der Sonne zuzuwenden! Kinder," wandte sie sich an die andern, „als ich zum erstenmal Fräulein Runge auf ihrem großen lichten Zimmer in der Kriegsstraße besuchte, fand ich sie, am Fenster stehend, damit beschäftigt, eine Anzahl Blumentöpfe auf dem Gesimse unterzubringen. „Das ist gar nicht so leicht," sagte sie „denn sie sollen alle gleich viel Sonne haben." Ist das nicht symbolisch für Fräulein Runge — alle gleich viel Sonne — wissen wir nicht alle aus Erfahrung, daß sie mit uns genau ebenso verfährt wie mit ihren Pflanzen?"

„Ja, ja," hieß es, „o ja, ja!"

Fräulein Runge war rot geworden. „Sie wollen mich nur wieder in Verlegenheit bringen, Fräulein Wolters."

„Ja, das ist so schön," erklärte diese, indem ihre Haltung plötzlich etwas Lauerndes, Kauerndes annahm und ihre Augen sich an dem Gesicht der Hauptlehrerin förmlich festsogen.

„Fein sehen Sie eben aus — so viel Lichtes — noch verstärkt durch den leichten Silberschimmer auf den Haaren."

„Jetzt bin ich aber ganz böse," sagte Fräulein Runge, und ihr Gesicht sah aus wie die Herzensgüte selbst.

Die Malerin lächelte: „Ich weiß doch, wer zu mir kommt — unwiderruflich zu mir kommt und seine sämtlichen Blumentöpfe im Stiche läßt, wenn ich daliege und nach Hilfe schreie."

„Eben darum sollte man heiraten," erklärte die elegante Musiklehrerin, „denn die Ehe ist das einzige Mittel gegen die Einsamkeit."

„Wenn Sie aus diesem Grunde heiraten," sagte Fräulein Wolters. „könnten Sie leicht erfahren, daß die Einsamkeit mit einem andern noch die allerunerträglichste ist."

Die Musiklehrerin wandte sich an Fräulein Runge.

„Nicht wahr, ich brauche mir das nicht von Fräulein Wolters ausreden zu lassen — sie lacht immer, wenn ich von dem Glück der Ehe spreche."

„Liebes Fräulein," gab ihr Fräulein Runge zur Antwort, „an sich ist die Ehe ja nur ein Begriff, wie jeder Beruf auch! das Glück muß der Mensch erst hineinbringen."

„Das versteht sie nicht," fiel ihr Fräulein Wolters in die Rede, „ich will es ihr deutlich machen. An diesem Tisch, mein liebes Fräulein," wandte sie sich an die Musiklehrerin, „sitzt niemand, der eine liebevollere Gattin, eine liebevollere Mutter hätte abgeben können als Fräulein Runge. Nun, und jetzt ist sie eine liebevolle Lehrerin. Wir gehen also immer mit sind immer der Kern in der Schale. Daher kommt's, daß so manche Ehefrau

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19080209050/fragment/page=0001

nicht glücklich ist, weil sie nichts mitgebracht hat — ich meine — keine Seele —"

„Es kommt aber auch sehr auf den Mann an," erklärte die Musiklehrerin mit wichtiger Miene.

„Da haben Sie recht," stimmte ihr Fräulein Wolters mit zuckenden Mundwinkeln bei, „den Mann darf man nicht unterschätzen."

„Wenn Sie so denken, warum haben Sie dann nicht geheiratet?" erkundigte sich das junge Mädchen.

„Das will ich Ihnen sagen," gab ihr Fräulein Wolters zur Antwort, „um einen Mann zu gewinnen, braucht es vor allen Dingen, daß man sich willig und gern von ihm belehren läßt. Und leben Sie, ich habe immer alles besser wissen wollen."

Das kleine Dienstmädchen brachte den bescheidenen Nachtisch. Es war Sonntag. Da pflegte man nicht so schnell auseinanderzulaufen wie an den Arbeitstagen. Nur einige gingen, mit ihnen die Klavierlehrerin. Ihr Gesicht hatte etwas sehr Nachdenkliches bekommen, als sie mit kurzem Gruß zur Tür hinausschritt.

„Schöne Person," sagte die Malerin, „schade um sie, recht schade — furchtbar grausam, wenn die Bestimmung so laut in einem Menschen schreit und die Erlösung ausbleibt."

Fräulein Runge sah sehr ernsthaft darein.

„Ueber so vieles jammert man — alle möglichen Zustände sucht man zu verbessern, aber über die brachliegenden Kräfte im Menschen, da geht man darüber hinweg und läßt sie verdorren."

„Hm," meinte eine ergraute Musiklehrerin, „es gibt sich. Wer meint nicht in der Jugend, irgendwo warte das Glück auf ihn, und später ist man froh und dankbar, wenn man nur sein Auskommen hat."

„Aber bis es soweit ist," sagte Fräulein Runge, und ihr Auge flog unwillkürlich nach der Tochter des Hauses hin, die still dasaß mit gesenktem Haupte.

„Fein," ertönte die Stimme der Malerin in die augenblickliche Stille, „was haben Sie für ein selten schönes Ohr, Fräulein Reinlein — rühren Sie sich nicht — die Beleuchtung ist famos."

Aber Fräulein Reinlein warf unwillig den Kopf herum.

Sie war wütend über diese selbstbewußte, sicher auftretende Persönlichkeit, die mit jedem umgehen zu dürfen glaubte, wie es ihr beliebte. Sie hatte ja einen Namen, gewiß, man sprach von ihr, sie verkehrte in den ersten Familien — dabei fiel es ihr gar nicht ein, sich ihres bescheidenen Herkommens zu schämen. Wie oft, wenn sie etwas erzählte, fing sie damit an: „Als ich noch arm war —" Und niemals als sei es ihr nicht der Mühe wert, sprach sie von den Angelegenheiten jener Kreise, in denen sie verkehren durfte, und nach denen sich Fräulein Reinlein so sehr sehnte.

„Was tuscheln Sie denn da so Amüsantes ihrer Nachbarin ins Ohr?" wandte sich die Hauptlehrerin an eine der jungen Kunstgewerbeschülerinnen, „etwas Lustiges sollte man immer laut erzählen."

„Ach, es ist immer so wunderschön," berichtete das junge Mädchen, „wenn mein Nachbar in der Kunstgewerbeschule sein Zehnuhrbrot herausgiebt. Ich muß dann so tun, als merke ich nichts, denn er geniert sich vor mir, hineinzubeißen, was ein wahres Kunststück sein muß, so großmächtig wie das Stück Brot ist. Ich möchte es mir so gern einmal ansehen, wie er über den Rand wegkommt, aber sowie ich den Kopf wende, fängt er an zu pfeifen und versteckt sein Brot."

„Mit so geringen Leuten müssen Sie zusammen arbeiten?" erkundigte sich die Tochter des Hauses.

Fräulein Wolters nahm der Kunstgewerbeschülerin die Antwort vom Munde weg:

„Doch nur insofern gering, nicht wahr, als sich einer schämt, sein Brot zu essen, so wie er es von Hause aus gewohnt ist? Gering ist nur — sich seines Herkommens, seiner Verhältnisse zu schämen."

Ihre Stimme klang hart, sie wollte weitersprechen, obwohl sie die Verwirrung, die sich des Fräulein Reinlein bemächtigte, recht wohl bemerkte. Allein ein Blick aus den Augen der Hauptlehrerin gebot ihr Einhalt.

Die beiden so ungleichen und sich vielleicht gerade deshalb so hochschätzenden Frauen oben und unten am Tische hatten oft schon über das Schicksal der unzufriedenen, mit sich zerfallenen Tochter des Hauses miteinander geredet. Die Künstlerin war der Meinung, man müsse ihr den dummen Hochmut mit Strenge austreiben. Davon wollte Fräulein Runge nichts wissen. Sie ließ nicht nach, das junge Mädchen immer und immer wieder zu ihren sonntäglichen Teenachmittagen einzuladen, um allein, ohne Zeugen auf sie einwirken zu können. Denn zuweilen, wenn sich Fräulein Reinlein während der Gespräche vergaß, glaubte die Hauptlehrerin in den großoffenen Augen des jungen Mädchens etwas wie Sehnsucht zu lesen, wie Hunger nach all diesen Dingen, von denen sie hörte, und die ihr fremd und unerreichbar waren. Diesen Hunger zu stillen, dieser dürstenden Seele das Labsal zu spenden, das sie über ihr hartes Dasein erhob, das war Fräulein Runges Bestreben. Indes immer, wenn sie glaubte, einen Schritt weitergekommen zu sein, machte ihr Fräulein Wolters durch irgend eine Bemerkung den Vogel wieder scheu. Als sie sich einmal darüber beklagte, gab ihr die Malerin zur Antwort:

„Man sät nicht, ehe man das Erdreich aufgehackt hat. Ich hacke, Sie streuen den Samen."

„Fräulein Runge," rief die Künstlerin, als sie sah, daß sich die Freundin abermals mit der jungen Kollegin an ihrer Seite befaßte, „wie sind Sie noch so jung, wenn Sie glauben, einem Menschen seine Liebe ausreden zu können!"

„Ich lasse sie mir auch nicht ausreden," erklärte die junge Lehrerin, deren Augen vor Lebenslust sprühten, „ich lasse mich niemals von meiner Freundin abbringen, niemals! In ihrer Gesellschaft, in ihrem Hause finde ich die Anregung, die ich brauche. Ewig nur Hefte korrigieren und nichts sonst vom Leben haben? Das sehe ich nicht ein. Ich will auch mein bischen Glück, und das gibt mir meine Freundin, denn sie ist gut und sehr interessant und sehr geistreich."

„Das kann ja alles sein," entgegnete Fräulein Runge, „aber sehen Sie, liebes Kind, ich habe die junge Frau neulich in einer Gesellschaft beobachtet — ich hatte keinen guten Eindruck von ihr — gewiß ist sie geistvoll — sie bildete ja den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. — Aber so, wie sie über die Menschen sprach — wie sie sich benahm — beim Tanzen, oder wenn sie durch den Saal ging, — ich hatte die Empfindung, als fehle ihrem Wesen jede Ehrfurcht. — Und sehen Sie, liebes Kind, ein junges Mädchen mit einer solchen Frau befreundet zu wissen, das tut mir in der Seele weh, denn ein junges Geschöpf soll nicht anders als auf dem Wege der Ehrfurcht in die Mysterien des Lebens eingeweiht werden."

Die junge Lehrerin errötete.

„Was hilft das alles," meinte Fräulein Wolters, „der junge Mensch will seine Erfahrung selber machen. Wie heißt es doch in Jörn Uhl: „Wir müssen alle in Sandwege hinein, daß die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt." Wer dann drin stecken bleibt, um den ist's auch nicht schade."

„Darin bin ich eben altmodisch," sagte Fräulein Runge, „ich möchte lieber bewahren und hüten und von schädlichen Einflüssen fernhalten."

„Ja, das ist sehr altmodisch," erklärte die Künstlerin, „jeder Mensch, zu dem wir uns hingezogen fühlen, gibt uns ein Stück seines Selbst. Und das ist immer ein Gewinn. Dadurch werden wir. Es geht nicht allen so gut wie Ihnen, Fräulein Runge — ein ganzer Mensch zu werden, ohne erst in Sandwege geraten zu sein."

„Wer sagt denn das?" rief Fräulein Runge aus, „oder — ist das vielleicht keine Schuld, seine Lehrerinnenlaufbahn mit einer Lüge begonnen zu haben?"

Fräulein Wolters lachte: „Das glaubt Ihnen kein Mensch. — Kinder," wandte sie sich an die Anwesenden, „man kann jetzt nicht fort, es regnet in Strömen — Fräulein Runge soll erzählen, nicht wahr, sie soll erzählen?"

„Bitte, bitte!" hieß es von allen Seiten. Man rückte zusammen.

„Der Anfang einer Lehrerinnenlaufbahn," begann sie, „ist oft keine so leichte Sache. Selbst noch jung, unsertig und unsicher, tritt man in eine Klasse voll spottsüchtiger, äußerst lachlustiger Kinder, die nur auf den Moment warten, um an der neuen Lehrerin ihr Mütchen zu kühlen. Und sie merken alles, mit erbarmungsloser Grausamkeit wittern sie besonders Schüchternheit, Mangel an Sicherheit. Eine andre junge Lehrerin und ich, wir klagten uns eines Tages unser Leid auf der Treppe — wir fühlten uns sehr unglücklich — mit aller Mühe und Not, es wollte uns nicht gelingen, unsern Schülerinnen zu imponieren. Da plötzlich hörten wir oben auf dem Gange ein Flüstern. „Die sind ja so dumm," hieß es es, „genieren sich vor uns weit mehr als wir vor ihnen. Und was sie miteinander reden — man braucht nur hinter ihnen dreinzugehen — die unbedeutendsten Sachen. Und die wollen auf dem Katheder stehen und uns glauben machen, sie seien gescheit." — Wir waren damals zwanzig Jahre alt, meine Kollegin und ich. Wo die Kraft hernehmen zu geistreichen Unterhaltungen bei dreißig Stunden in der Woche und Hefte korrigieren bis in die Nacht. Bei allem, was wir gelernt bei aller Mühe, die wir uns gaben — es wollten uns keine bedeutenden Gespräche gelingen. Da plötzlich kam mir ein Einfall! Wir lernten einige Gespräche aus unsern Klassikern auswendig —

aus Minna von Barnhelm, aus den Geschwistern von Goethe, sogar aus Kabale und Liebe. Wenn wir nun in den Ruhepausen im Garten auf und ab gingen, führten wir im halblauten Tone diese wundervollen Gespräche; hinter uns die kleinen Mädchen, die immer näher und näher kamen und uns fast die Fersen abtraten, so vergaßen sie sich vor neugierigem Lauschen."

Fräulein Wolters erhob ihr Wasserglas: „Fein! Fein! Die Sünde unserer Präsidentin soll leben!"

„Sie lebe hoch!" schrie alles durcheinander.

Fräulein Runge schüttelte den Kopf:

„So leichten Kaufes gab ich mich damals nicht frei. Ich sagte mir, das mußt du auf irgend eine Weise gutmachen — und so fing ich an, meinen jüngeren Kolleginnen ein wenig mit Rat beizustehen."

„Und das ging weiter und weiter," fiel ihr Fräulein Wolters in die Rede. „Sehen Sie, Ihr Sündlein hat Ihnen den Weg zu Ihrem eigentlichen Beruf gewiesen. Wir werden nicht nur durch unsere Tugenden selig. Es gibt überhaupt nur eins, was schlimm ist: stille stehen."

Sie unterbrach sich plötzlich, ihr Blick war auf Fräulein Reinleins gefallen, deren Gesicht einen ganz neuen Ausdruck für sie hatte.

„Aha," sagte sich Fräulein Wolters, „hier hat das Sündlein eingeschlagen — die ist froh, daß da oben kein Engel sitzt — das hat sie schon lange geniert."

Aber sie schwieg diesmal, sie sprach ihren Gedanken nicht aus; Fräulein Runge hatte recht, in dieser jungen Seele war etwas, das mit zarten Händen angefaßt werden wollte.

Man hatte weiter gesprochen, ohne daß Fräulein Wolters darauf achtete. Plötzlich hörte sie eine der jüngeren Lehrerinnen behaupten:

„Es gibt überhaupt kein mühseligeres Dasein als unsern Beruf."

„Klavierlehrerin sein ist noch weit schlimmer," warf ein älteres, sehr abgehetztes Mädchen hin, „jedenfalls haben es die Malerinnen am besten."

„So, glauben Sie, daß das so leicht ist, sein Leben durch die Kunst zu verdienen?" fragte Fräulein Wolters.

„Alles ist besser, als von Haus zu Haus rennen," gab ihr die Klavierlehrerin zur Antwort, „den ganzen Tag Trepp auf, Trepp ab. Und dann gibt es Leute, die schicken einen fort, und man muß alles still und artig hinnehmen. Wenn ich höre, Fräulein Wolters, wie Sie und die andern Malerinnen alles so frei herausjagen! Wir müssen das ganz verlernen."

„Ach, wir sind arme Teufel," sagte Fräulein Wolters, „denn wir wissen nichts von dem Segen einer sicheren Existenz."

Während ihre Kolleginnen über sie herfielen — wie sie so sprechen könne — eine Künstlerin wie sie, so auf der Höhe — von jedermann geliebt und bewundert, hatten sich Fräulein Wolter's Blicke abermals der Tochter des Hauses zugewandt. Aber nicht sie allein, auch Fräulein Runge bemerkte die Veränderung, die in dem Gesichtsausdruck des jungen Mädchens vor sich gegangen war, und die Freundinnen nickten einander zu.

Fräulein Reinlein bemerkte nichts von der Aufmerksamkeit, die ihr zuteil wurde. Ihr Inneres machte ihr in diesem Augenblick viel zu viel zu schaffen. Es rang sich da etwas los, heiß und tief — die längst in ihr schlummernde Anerkennung dieser beiden oben und unten am Tisch, die in ihrem Denken und Tun so himmelhoch über ihr standen, und von denen sie doch weder Mitleid noch Zurechtweisung hatte ertragen wollen; die Worte, die Fräulein Wolters gesprochen — daß sie nur den gering achte, der sich seiner Verhältnisse, seines Herkommens schäme, brannten ihr auf der Seele.

„Wenn ich doch auch den Mut fände, ehrlich zu sein," flog es ihr durch den Kopf. Und voll Sehnsucht wünschte sie, Fräulein Runge möchte sie noch einmal zu ihren Teenachmittagen auffordern.

Die Kunstgewerbeschülerinnen hatten das Speisezimmer verlassen. Sonst war Fräulein Reinlein die erste gewesen, die von ihrem Sitze aufstand; jetzt saß sie ganz allein mitten am Tisch.

Die Malerinnen hatten sich noch immer nicht über den Ausspruch der ihnen so hoch stehenden Kollegin beruhigt. Eine von ihnen richtete sich mit der Frage an Fräulein Wolters:

„Das müssen Sie doch zugeben — die Kunst ist das Höchste!"

Die Künstlerin lächelte: „Wenn man ihr so ganz leben dürfte und das tägliche Brot zum Fenster hereingeflogen käme."

„Aber man reißt sich um Ihre Bilder," warfen ihr die Kolleginnen vor.

„Ja, ich bin anerkannt, es wird sogar über meine Bilder geschrieben, und mit einigen habe ich Glück gehabt — ich habe oft Glück —, da mit eins findet eine Arbeit — vielleicht gerade die beste — keinen Anklang. Ich bringe sie nicht los — die Arbeit eines halben, oft eines ganzen Winters — und die Einnahme bleibt aus. Das geht so durchs ganze Leben — bald Ueberfluß, bald Mangel."

„Bei uns ist immer Mangel," ließ sich eine Stimme aus dem Munde einer Lehrerin hören.

Eine zweite sagte: „Sie sind wenigstens mit Ihrer Malerei fertig, wenn der Abend kommt."

„Mit der Malerei, ja. Da mir aber meine Kunst zu hoch steht, um eine brave Nährmutter aus ihr zu machen, so nehme ich die Nachtstunden dazu, um Entwürfe für kunstgewerbliche Arbeiten anzufertigen. Meine Schwestern führen sie aus. Davon leben sie und meine Mutter. Zeitweilig auch ich. Ich war nicht immer so," setzte sie nach einer Pause hinzu, da plötzlich eine große, eigentümliche Stille entstanden war. „Ich wollte im Großen wirken, wollte hoch hinaus — Mißerfolge brachten mich an den Rand der Verzweiflung. In Fräulein Runges Stube erst lernte ich, wieviel Segen, wieviel Freudigkeit auch das Dienen im kleinen mit sich bringen kann. Es ging mir dort wie den Blumen auf dem Fenstergesimse, die liebe Hände der Sonne zuzuwenden suchen."

Vielleicht saß niemand an diesem Tisch, der in diesem Augenblick nicht heimlich mit seinen Tränen kämpfte, niemand, den der Einblick in so viel Mühen, so viel heiße Kämpfe einsam Arbeitender nicht tief erschüttert hätte.

Und doch, welch ein Trost, die beiden da oben und unten am Tisch, deren Blicke jetzt still und bewegt ineinander ruhten.

Lätitia Bonaparte und ihre Kinder.

Es war im Jahre 1793, als Lätitia Bonaparte, die Mutter des großen Napoleon, zum erstenmal französischen Boden betrat. Die Engländer hatten sich damals in den Besitz von Korsika gesetzt und behandelten Charles Bonaparte samt seiner Familie als Gefangene. Der resoluten Signora Lätitia gelang es jedoch, mit ihren drei Söhnen Lucian, Louis und Jerome sowie ihren drei Töchtern Elisa, Pauline und Karoline nach Frankreich zu entfliehen.

Ihr ältester Sohn, Napoleon, der in französische Dienste getreten und bereits Kavallerie-Hauptmann war, befand sich damals mit seinem Regiment in Toulon. Sobald er von der Flucht seiner Mutter erfuhr, mietete er für sie und seine Geschwister ein Haus in dem kleinen Orte La Valette und teilte seinen bescheidenen Sold mit ihnen.

Zwei Jahre lebten die Flüchtlinge in dem stillen Dorf, dessen Frieden durch die zügellose Schar der kleinen Bonapartes oft aus gestört wurde, waren sie doch ein wildes, unbändiges Völkchen, diese sechs Sprößlinge Lätitias. Weder die Strenge der Mutter noch die Zornesausbrüche der Großmutter Luise Bonaparte, welche ihre Schwiegertochter begleitet hatte, vermochten sie im Zaum zu halten.

Signora Luise hatte besondere Ursache, nicht allzu zärtlich gegen die Enkel zu sein, weil sie sich, allerdings durch eigene Schuld, um ihretwillen eine große Last aufgeladen hatte. Als nämlich ihr Sohn Charles die 13jährige Lätitia Romalino heiratete, war sie in großer Sorge, es möchten dieser Ehe keine Kinder entsprießen, was bekanntlich in Korsika für eine Schande gilt. Sie unternahm deshalb eine Wallfahrt zur Heiligen Madonna von Ajaccio und gelobte jeden Korgen für jedes Kind, das ihrem Sohn geboren wurde, eine Messe zu ordern: Dieses unvorsichtigen Schwur hatte sie bitter zu bereuen, denn die junge Schwiegertochter beschenkte ihren Gatten im Lauf der Zeit mit nicht weniger als 13 Kindern. Zwar erbarmte sich der Himmel der geplagten Kuchenkämpferin, indem er nach und nach sechs ihrer Enkel ins Jenseits rief, allein für die übrigen sieben hörte sie doch als fromme Katholikin täglich eine Messe.

Während ihres Aufenthaltes in La Valette führten die jungen Bonapartes so tolle Streiche aus, daß Signora Lätitia sich schließlich gezwungen sah, den Wohnort zu wechseln. Sie zog nach Marseille, wo ihr Sohn Napoleon, zum Brigadegeneral avanciert, in Garnison lag. Durch Vermittelung von Freunden kam die älteste Tochter Elisa als Schülerin nach St. Cyr; sie war die einzige der Geschwister, die eine geregelte Erziehung genoß. Pauline und Karoline hingegen führten ihr ungebundenes Leben, so weit dies möglich, lustig weiter. Sie kokettierten eifrig mit Napoleons Kameraden, unter denen sie besonders zwei, Barras und Feron, bevorzugten.

Eines Tages, als Napoleon seine Mutter besuchen wollte, fand er alle Türen offen, während ihm aus dem oberen Stockwerk laute Stimmen und Lachen entgegenscholl. Da er kein Freund von Scherz und Ausgelassenheit war, so ärgerte ihn der Spektakel. Er stieg heftig die Tür auf, blieb aber wie angewurzelt stehen. Der Anblick war allerdings überaus komisch. Ueber zwei sich gegenüberstehende niedrige Ofenschirme hinweg schauten vier lachende Gesichter, Pauline und Karoline auf der einen, Barras und Feron auf der anderen Seite. Sie lachten nur toll, denn die Herren hatten die Kleider der Damen angezogen, während die Mädchen sich bemühten, in die engen Kniehosen der Herren zu schlüpfen. Jeden anderen hätte die drastische Situation zum Lachen gereizt, nicht aber Napoleon. Im höchsten Grade erzürnt über das ungeziemende Possenspiel zog er, alle Selbstbeherrschung verlierend, den Säbel gegen die jungen Leute.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19080209050/fragment/page=0002